



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Grube, Wilhelm: Briefe aus Ostasien

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Briefe aus Ostasien

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin\*)

An meine Schwester.

Tokyo, den 16. Juni 1897.

Liebe Weinande!



Es gibt keine Worte, die den Eindruck schildern und wiedergeben können, den dieses Märchenland gleich am ersten Tage auf uns gemacht hat!! Das ist wirklich eine neue Welt, mit deren Eigenart und unbeschreiblicher Anmut sich nichts von alledem vergleichen läßt, was wir bisher gesehen haben!

Vorgestern Morgen um 6 Uhr kamen wir wohlbehalten in Yokohama an, wo uns eine kleine Dampfbarasse von Bord der „Empref“ an Land brachte. Nach sehr glimpflicher Zollrevision erfolgte dann unser japanisches Debut mit der Fahrt ins Hotel per Firriffsha. Wie Du vielleicht weißt, gibt es in diesem gesegneten Lande nur zweibeinige Gäule in Gestalt reizend graziöser Kulis, von denen man in leichtgebauten, zweirädrigen Karren im Lauffschritt durch die Straßen gezogen wird. Natürlich kann nur eine Person in einem solchen Wägelchen Platz finden, und da Lilly voranfuhr, so konnte ich den göttlichen Anblick von hinten genießen. Die Beine des Kulis, der den Karren zog, waren unter dem letzteren sichtbar und sahen genau so aus, als gehörten sie zu meiner besseren Hälfte. Diese köstliche Zusammenstellung wirkte mit unwiderstehlicher Macht auf meine Lachmuskeln! Kaum hatten wir uns in unserem reizenden Zimmer im Grand Hotel installiert, als sich nach schüchternem Klopfen ein bezopfter Chinese mit Stoffproben aller Art durch die Tür wand und mir unter vielen tiefen Bücklingen seine Dienste als Schneidermeister anbot. Es ist nämlich Sitte, daß sich jeder Europäer gleich mit leichten Sachen verfliebt, falls er es nicht vorzieht, elendiglich in seinem eigenen Schweiß zu ertrinken. Ich wurde denn auch bald mit dem braven Meister Chang Chow handelseinig, und binnen vierundzwanzig Stunden lieferte er mir drei Leinen-, zwei Flanell- und einen ganz leichten Tuchanzug, die alle sechs tadellos sitzen, für den Gesamtpreis von 65 Yen = 130 Mark. . . .

\*) Diese Briefe schließen sich den in den Heften 45 bis 47 und 49 bis 52 des Jahrgangs 1911 veröffentlichten „Briefen aus China“ an.

Zunächst machten wir einen mehrstündigen Spaziergang nach einem wenig bekannten kleinen Tempel, der auf einer Anhöhe am Meere in lauschiger Waldeseinsamkeit daliegt, im Schatten uralter, ehrwürdiger Cryptomerien verborgen. Ihm zur Seite sprudelt in einer dunklen tiefen Felschlucht, die von Schlinggewächsen aller Art umrankt und mit blühenden Azaleenbüschen bewachsen ist, ein wundertätiger Duell aus einem in den Felsen gemeißelten Drachenkopf. Und durch die enge, geheimnisvolle Schlucht blickt man durch das dunkle Grün der Cryptomerien auf das tiefblaue Meer — ein Bild, so traumhaft, überirdisch schön, wie es vielleicht nur der Pinsel eines Böcklin annähernd wiederzugeben vermöchte! Ich fühlte mich, wie noch nie in meinem Leben, der Wirklichkeit entrückt und hätte mich kaum noch wundern können, wenn etwa plötzlich die bekannten japanischen sieben Glücksgötter leibhaftig vor mir aufgetaucht wären! Ich — und Glücksgötter! Nein, das wäre zu viel verlangt, daher habe ich sie mir heute zum Ersatz in Gestalt von niedlichen Porzellanfigürchen angeschafft.

Auf dem Rückwege kamen wir durch mehrere kleine Dörfer, deren Bewohner zumeist in paradiesischem Kostüm mit Dreschen und Getreideworfeln beschäftigt waren. Auch eine Dorfschöne sahen wir, die sich, auf einer Matte kauern, kunstvoll frisieren ließ. Unterwegs lehrten wir in einem Teehause ein, dessen freundliche Wirtin uns unter nicht endenwollenden tiefen Verbeugungen Tee in winzigen Schälchen kredenzte und dabei eine Beredsamkeit entwickelte, auf die wir leider nur mit verständnisinnigen Interjektionen zu reagieren vermochten. Dann nahmen wir uns Zinrikhas und fuhren in die entzückende Villa des Generalkonsuls, wo uns Herr K. mit einem improvisierten Diner und herrlichem Rheinwein und Champagner bewirtete. Zu guter Letzt fuhren wir noch durch die Theaterstraße, wo das denkbar bunteste Treiben herrschte. Jetzt muß ich schließen, da wir zu L.'s zum Diner gebeten sind.

\* \* \*

An meine Schwester.

Yokohama, 23. Juni 1897.

Liebe Weinande!

Vor wenigen Stunden von unserem herrlichen Ausflug nach Nikko und Umgebung zurückgekehrt, will ich die kurze Nacht benutzen, um in meiner neulich begonnenen Schilderung unserer japanischen Erlebnisse fortzufahren. Du glaubst nicht, wie schwer es ist, einen ruhigen Augenblick zum Schreiben zu erhaschen, denn da wir natürlich jede Minute ausnützen, um so viel als nur möglich zu sehen und zu lernen, sind wir abends meist ziemlich erschöpft und schlafbedürftig.

Soviel ich mich erinnere, habe ich Dir nur unseren ersten Tag auf japanischem Boden geschildert. Am nächsten Tage fuhren wir nach dem benachbarten Kamakura, das Yoritomo, der Begründer des Shogunates, im dreizehnten Jahrhundert zu seiner Residenz erhoben hatte. Dort besichtigten wir zunächst den schönen Tempel des Kriegsgottes Hachiman, der zugleich eine interessante Sammlung japanischer Altertümer birgt. Dann suchten wir die Hauptsehens-

würdigkeit dieses Ortes, den weltberühmten Daibutsu, d. h. „großen Buddha“, von Kamamura auf. Das ist eine Kolossalstatue des Amida, japanisch Amida, des Buddha des langen Lebens und Beherrschers des Paradieses. Die Statue mißt eine Höhe von 50 Fuß und ist im dreizehnten Jahrhundert errichtet worden. Von dem Tempel, der einst das Riesenbildnis umschloß, sind nur noch die steinernen Sockel der Säulen zu sehen, so daß es jetzt unter freiem Himmel steht, umgeben von hohen Bäumen, in ernst stimmungsvoller Umgebung. Ich weiß nicht, wie es anderen ergehen mag, uns erfüllte der Anblick mit dem Schauer frommer Andacht. In regungsloser Stille daßend, mit halbgeöffneten Augen, verkörpert dieser Buddha so recht den Ausdruck des Nullpunktes der Empfindung, gleich weit entfernt von Lust und Schmerz, jenseits von Gut und Böse. Es liegt eine in Worten gar nicht wiederzugebende Weihe über diesem ehernen Bildnisse — gerade inmitten solcher Umgebung! Das Innere der Statue ist hohl und enthält mehrere Altäre, auf denen Weihrauchkerzen brennen. Nur schwer trennten wir uns von dem erhabenen Anblick, aber wir konnten nicht lange dort verweilen, da wir uns vorgenommen hatten, auch die nahegelegene Insel Enoshima zu besuchen — und so mußten denn die unermüdblichen zweibeinigen Gänge wieder vorgespannt werden — und vorwärts ging es in scharfem Trab!

Enoshima ist eigentlich eine Halbinsel, durch eine schmale Landzunge mit dem Festlande verbunden, zur Zeit der Flut jedoch von diesem getrennt, so daß wir uns auf dem Rückwege von kräftigen Kulis huckepack durch das Wasser tragen lassen mußten. Enoshima ist nur von Fischern bewohnt, jedoch berühmt durch seinen landschaftlichen Liebreiz. Üppiger Waldwuchs deckt die Insel, und von dem reizenden, auf dem Gipfel der Anhöhe gelegenen Teehause ließen wir den entzückten Blick über die weite See hinaus schweifen.

Hochbefriedigt kehrten wir von diesem genussreichen Ausfluge am Abend nach Yokohama zurück und fuhren am nächsten Morgen nach Tokyo, wo wir sofort einen Besuch bei Herrn v. T. machten, der den auf Urlaub abwesenden Gesandten Herrn v. G. vertritt. Wir wurden auf das Liebenswertigste empfangen und auch gleich zu demselben Tage zum Diner eingeladen. Dann begaben wir uns nach dem Shimbard, der durch seine prächtigen Tempel und die Mausoleen von sechs Shogunen der Tokugawa-Dynastie berühmt ist. Obwohl an die Tempel von Nikko nicht heranreichend, blendeten uns doch diese herrlichen Bauten durch ihre herrliche Verbindung von Farbenpracht und Harmonie — bei allem Reichtum an Gold und Farben doch nirgends Überladung oder Geschmacklosigkeit. Da ich kein Japanisch verstehe, verständigte ich mich mit den Priestern schriftlich auf Chinesisch, worüber diese nicht wenig erstaunt waren. Vom darauffolgenden Tage an sollten wir es bequemer haben, denn wir hatten uns mittlerweile einen sehr netten jungen Japaner, der des Deutschen mächtig ist, als Führer für die ganze Dauer unseres japanischen Aufenthaltes engagiert. Er ist ein beim Examen gestrandeter Student der Medizin, der jetzt sein Brot auf diese

Weise verdient. Wir zahlen ihm die sehr bescheidene Summe von 4 Mark täglich, für Logis und Verköstigung hat er selbst zu sorgen, und sind sehr mit ihm zufrieden, da er sehr intelligent und dabei ein Muster von Bescheidenheit und Aufmerksamkeit ist.

Der nächste in Tokyo verlebte Tag wurde ganz dem Theater gewidmet, denn Schigawa Danjuro, der größte Schauspieler Japans, trat in dem vollstümlichsten vaterländischen Schauspiel, „Shinshingura“, d. h. „Vasallentreue“, auf. Die Vorstellung sollte um 11 Uhr vormittags beginnen und bis 9 Uhr abends dauern, so daß wir uns für diesen Kunstgenuß, obschon wir nicht die Absicht hatten, bis zum Ende der Vorstellung auszuhalten, mit Lebensmitteln versehen mußten. Das sehr geräumige Theater war brechend voll, aber zum Glück hatten wir uns schon von Yokohama aus eine Loge gesichert. Der Zuschauer-raum ist mit der denkbar größten Einfachheit ausgestattet. Der Raum, der bei uns das Parkett enthält, ist durch niedrige Holzwände in zahlreiche Quadrate eingeteilt; in denen die Zuschauer, auf sauberen Matten sitzend, winzige Pfeifchen rauchen und mit zierlichen Stäbchen Reis und sonstige Leckerbissen zu sich nehmen — letzteres jedoch nur während der Pausen, die der Länge der einzelnen Akte entsprechen. Die erhöhte Bühne ist durch einen Schiebevorhang vom Zuschauer-raum getrennt, enthält jedoch eine brückenartige Verlängerung, hana-michi, „der Blumenweg“ genannt, die durch den ganzen Zuschauerraum führt, und auf der die handelnden Personen kommen und gehen. Und nun die Vorstellung und vor allem Danjuro!! Ich pflege nicht über Theatertränen zu verfügen, aber am Schlusse des zweiten Aktes, wo er vom Palaste seines verstorbenen Herrn, der eben durch Harakiri (Bauchausschlitz) seinem Leben ein Ende gemacht hatte, Abschied nimmt, wirkte sein wohl eine Viertelstunde währendes stummes Spiel so tief ergreifend auf mich, daß mir die hellen Tränen über die Wangen liefen! Dergleichen vermag nur ein wahrhaft großer Meister, und ein solcher ist er. Ich erzählte unserem Führer, daß ich vor Jahren mit Danjuro durch die Vermittlung eines Japaners in Museumsangelegenheiten in Verbindung gestanden hatte, und da meinte er, ich sollte ihm doch meine Karte schicken, er werde uns gewiß empfangen. Ich tat es auch, und richtig: der Diener kam sofort mit der Aufforderung Danjuros zurück, ihn nach dem Schlusse des zweiten Aktes in seiner Garderobe zu besuchen. Auf einer Matte sitzend, empfing er uns mit würdevoller Liebenswürdigkeit und bat uns, Platz zu nehmen; so setzten wir uns denn ebenfalls nach japanischer Manier auf die Matte, bis uns Porzellantabourets gebracht wurden. Ich sagte ihm, daß ich zwar schon gewußt hätte, daß er der größte Schauspieler Japans sei, aber erst jetzt erfahren hätte, daß er auch einer der größten dramatischen Künstler der Welt sei. Er schien darüber sichtlich erfreut, und als ich ihn bat, auf sein Porträt, das ich gekauft hatte, seinen Namen aufzuschreiben, sagte er, das Bild sei schlecht, er werde mir ein anderes geben. Darauf verabschiedeten wir uns mit herzlichem Händedruck. Es war mir hochinteressant, durch diesen Besuch zugleich die ganze

Bühneneinrichtung aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Diese besteht nämlich (wie einstmals auch bei uns, und neuerdings in München wieder eingeführt) aus einer drehbaren Bühne, so daß der Szenenwechsel durch eine einfache Umdrehung bewirkt wird. Auch in die Garderobenräume der Schauspieler konnten wir einen flüchtigen Blick werfen. Nicht minder interessant war es aber auch, das Publikum zu beobachten, mit welcher gespannter Aufmerksamkeit es der Vorstellung und besonders dem Spiele seines vergötterten Meisters folgte. Bei besonders packenden Stellen machte es seiner Begeisterung durch eigentümlich krächzende Laute Luft, wie man sie bei uns zu Lande eigentlich nur beim Zahnarzt zu hören pflegt.

Während wir uns in der Pause nach dem dritten Akte das reizvoll bunte Treiben im Foyer ansahen, überbrachte uns ein Theaterdiener zwei Photographien von Danjuro mit dessen eigenhändiger Unterschrift. Natürlich wurde das sofort bemerkt, und nun drängte sich alles um uns, Groß und Klein, jeder wollte das Bild sehen! Aber mit welcher feinem Anstand geschah es, mit welcher bescheidener Höflichkeit bei aller Lebhaftigkeit! Es war eine reizende Szene.

Um 5 Uhr verließen wir das Theater, weil wir uns nach diesen 6 Stunden doch etwas angegriffen und abgesspannt fühlten, zumal wir den Hergang auf der Bühne zugleich mit den Augen verfolgen und uns von unserem Führer dolmetschen lassen mußten. Dieser Tag war einer von denen, die die Marksteine im Leben bilden.

Den dritten Tag besichtigten wir das sehr interessante japanische Museum im herrlichen Uyenopark und fuhren von dort nach Asakusa. Das ist eine Art Württelprater, wo man echtes unverfälschtes Volksleben kennen lernen kann. Zahlreiche Schauuden aller Art sorgen für das Vergnügen des Volkes, besonders der Kinder, die höchst possierlich sind und wie Puppen aussehen, denen durch irgend einen Zauber künstliches Leben eingehaucht ward. In Asakusa ist auch einer der größten und besuchtesten Tempel der Kuanon, der Göttin der Barmherzigkeit. Scharenweise drängte sich das Volk in den Tempel, besonders Frauen, die um Kindersegen flehten. Die Priester betreiben in diesem Tempel einen schwunghaften Handel mit Amuletten. Draußen vor dem Tempel werden Vögel und Fische, besonders Aale, feilgehalten, durch deren Freilassung man ein Buddha wohlgefälliges Werk verrichtet . . .

\* \* \*

An seine Schwester.

An Bord des Genkai-maru, den 14. Juni 1898.

Meine liebe Weinande!

Nun schwimmen wir schon wieder seit acht Tagen und haben noch immer nicht unser Ziel erreicht. Vor Chifu, von wo aus Dir Lilly schrieb, mußten wir statt vierundzwanzig zweiundfünfzig Stunden liegen, da draußen ein taifun-artiger Orkan tobte und insolgedessen kein Schiff den Hafen verlassen durfte.

So kamen wir erst vorgestern vor Tagesanbruch in Chemulpo an. In der Hoffnung, während des fast zweitägigen Aufenthalts daselbst einen Ausflug nach Seoul, der Hauptstadt Koreas, machen zu können, ließen wir uns an Land rudern, erfuhren jedoch, daß die Wege infolge andauernder Regengüsse unpasseierbar seien und die Fahrt daher statt der unter normalen Verhältnissen erforderlichen fünf bis sechs Stunden ganze neun Stunden in Anspruch nehmen würde. So mußten wir schweren Herzens auf diese so einzig interessante Exkursion verzichten und uns mit einer kleinen Spazierfahrt nach einem anderthalb Stunden von Chemulpo entfernten koreanischen Dorf begnügen, um doch wenigstens etwas von Korea zu sehen. Interessant war es, wenn auch nicht gerade zu längerem Aufenthalt einladend, denn von der Armut und Reizlosigkeit einer koreanischen Stadt kannst Du Dir schwer eine Vorstellung machen. Die Häuser sind elende Lehmhütten mit Stroh gedeckt, so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen kann, dabei außerordentlich unsauber. Man sollte meinen, ein Regenguß müßte genügen, um so ein „Haus“ fortzuschwemmen. Die ärmlichsten chinesischen Bauernhäuser sind noch wahre Paläste dagegen! Und nun vollends die Einförmigkeit des Ganzen, die durch keine Pagode, keinen Tempel oder dergleichen unterbrochen wird! Aus der Vogelperspektive nehmen sich die Strohdächer einer koreanischen Niederlassung wie ein großer Pilzhaufen aus.

Die Koreaner selbst machen in ihren ausnahmslos weißen Gewändern einen eigentümlich feierlichen Eindruck. Unter den Männern sieht man viele stattliche Gestalten und hübsche, an den kaukasischen Typus erinnernde Gesichter. Die Frauen hingegen sind von abschreckender Häßlichkeit und ersetzen, was ihnen an natürlicher Schönheit abgeht, durch die denkbar häßlichste Tracht. Sie tragen eine kurze figaroartige Jacke, die jedoch nur so weit reicht, als Damen en décolleté entblößt zu sein pflegen. Was selbst bei den extravagantesten unter den letzteren schamhaft verhüllt bleibt, ist hier in größter Ungeniertheit den Blicken aller ausgesetzt — gleich als handele es sich um eine Ammenparade. Dicht unterhalb der Brust umgürten sich diese Damen mit einem buschigen weißen Rock, der bis an die Füße reicht. Zu alledem binden sie sich noch eine breite faltenreiche Schürze — nicht etwa um die Taille, sondern um den Kopf, als eine Art Schleier, durch den die Rücksichtsvolleren ihren Anblick der leidenden Mitwelt ersparen.

Landschaftlich war der Weg recht hübsch — vulkanische Formationen können ja nie ganz reizlos sein. Die grasbewachsenen Hügel zeichneten sich durch anmutige Konturen aus, und der Blick auf das inselbedeckte Meer bleibt ja immer schön. Schade nur, daß die Berge alle so kahl sind — von Baumwuchs gewahrten wir nur wenige Spuren.

Seit gestern nachmittag sind wir wieder unterwegs nach Su-san, wo wir morgen früh ankommen sollen. Die Fahrt durch den inselreichen koreanischen Archipel ist sehr genutzreich, das Wetter kühl, die See spiegelglatt . . .

\*

\*

\*

An seine Schwester.

Kyoto, 10. Juli 1898.

Meine liebe Weinande!

Aus Nagasaki schrieb ich Dir zuletzt, und seitdem haben wir so viel Schönes und Interessantes auf unserer Reise durch das Innere Japans gesehen, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. . .

Für den Fall, daß Du unsere Reise auf der Karte verfolgen willst, nenne ich zuerst die Hauptetappen. Von Nagasaki gingen wir den ersten Tag bis Takeo, den zweiten Tag von dort, mit einem Abstecher nach dem alten Tempel Dazaifu, nach Hatata und von dort nach Moji. Von Moji aus besuchten wir Shimonoseki, wo Li Hung-chang und Ito dem chinesisch-japanischen Kriege ein Ende machten. Jetzt verließen wir die Insel Kyushu und fuhren nach der Hauptinsel Nippon hinüber. Hier wiederum war am vierten Tage unser nächstes Reiseziel die heilige Insel Miyajima, die so paradiesisch schön ist, daß wir zwei Tage lang dort blieben. Dann ging es weiter nach Okayama, der Hauptstadt der Provinz Bizen, berühmt durch das alte, wohlerhaltene Schloß des Daimyo Ikeda und den dazu gehörigen prachtvollen Park Koraku-En, eine der schönsten alten Gartenanlagen Japans. Leider regnete es hier den ganzen Tag. In Okayama nächtigten wir und fuhren am nächsten Tage auf einem schauerhaften japanischen Elliputdampfer nach der von Europäern wenig besuchten Insel Shikoku hinüber, um uns den altherwürdigen Kompira-Tempel anzusehen; von Kompira ging es am nächsten Tage nach Hiketa, wo wieder Nachtquartier gemacht wurde. Dann fuhren wir nach Tokushima, wo wir der mangelhaften Dampferverbindung wegen eine Nacht und einen vollen Tag bleiben mußten. Am Abend um zehn Uhr bestiegen wir wieder einen jener unglückseligen japanischen Dampfer und kamen nach sechs qualvollen Stunden um vier Uhr morgens in Kobe an.

„Bestiegen den Dampfer“ klingt rührend einfach im Vergleich mit der komplizierten Wirklichkeit. In Wahrheit bildet das Besteigen eines japanischen Dampfers und das Fahren auf einem solchen eine langwierige Verkettung tragischer Momente. Zunächst läßt man sich auf einem kleinen Boot (Sampan) nach dem Dampfer übersetzen. Nachdem das Ziel erreicht ist, kriecht man durch ein viereckiges, einen halben Quadratmeter großes Loch vom Boot in die Kajüte des Dampfers hinein und befindet sich zunächst in einem engen Korridor, der durch den angrenzenden Maschinenraum so schön warm ist, daß man darin ohne weiteres Eier nach Belieben ausbrüten oder kochen kann. Das erste, was nun ein ahnungsloser Passagier tut, ist, daß er sich aufrichtet. Der reine Überwitz! Die Kajüte ist so niedrig, daß nicht einmal ein Japaner aufrecht in ihr stehen kann. Also: Knalleffekt, wobei der Schädel der leidende Teil ist. Nun geht es in den Schlafraum. Hier heißt es, sich vor dem Betreten dieses geweihten Raumes zunächst platt auf den Boden setzen — denn Stühle gibt es nicht — und die Stiefel ausziehen, um die saubere Matte nicht zu besudeln. Der Schlaf-

raum war verhältnismäßig luxuriös ausgestattet, denn an der Außenwand befand sich ein Sofa, auf dem wir uns zur Not ausstrecken konnten, was wir auch taten. Aber dorthin zu gelangen, war auch mit einigen Schwierigkeiten verbunden, da etwa zehn japanische Passagiere sich bereits wie die Heringe auf dem Fußboden ausgestreckt hatten und teils rauchten oder Tee tranken, teils schliefen. Raum hatten wir uns häuslich eingerichtet, da entbrannte auch schon ein wütender Kampf zwischen Moskito's und Flöhen, die sich um die Beute stritten. Allgemeines Stöhnen, Fächeln, Jucken und Kräzen. Dabei eine Temperatur, die schon keine mehr war, denn wegen des hohen Seeganges mußten sämtliche Luken geschlossen werden. Durch eine der letzteren, die zufällig nicht ganz hermetisch geschlossen war, ergoß sich plötzlich eine ganze Sturzwellen über Billys Haupt. Kurz — als wir endlich in Kobe angelangt waren, konnten wir uns ungefähr vorstellen, wie dem unverdaulichen Jonas zu Mute war, als ihn der antisemitische Walfisch endlich wieder von sich gab. Welche Sonne, wieder in einem europäisch eingerichteten Gasthof sich behaglich im Bette ausstrecken und auf Stühlen sitzen zu können, nachdem man die ganze Zeit hatte auf Matten hocken und herumkrabbeln müssen!

Ja, die japanischen Hotels! Sie sind das Niedlichste, Sauberste, was man sich an menschlichen Behausungen vorstellen kann — und dennoch ist solch ein Puppenschein ein Ort der Qual. Wenn alle Höllenschilderer vom Neuen Testament bis auf Dante die Hölle stets in den abschreckendsten Farben schildern, so scheint mir das eine ganz einseitige Auffassung zu sein. Ich kann mir sehr wohl eine Hölle vorstellen, die durch Schönheit und Lieblichkeit die armen Verdammten über die Qualen täuschen soll, die ihrer dort harren. So eine Hölle denke ich mir in Gestalt eines japanischen Gasthofes. Ahnungslos bilden sich die armen Seelen ein, im Himmel zu sein, wenn sie dort angelangt sind; aber wie bald kommt die Enttäuschung nach! Stundenlang auf dem Fußboden kauern zu müssen, ist eine wahre Pein. Bisweilen gibt es aber auch Stühle — neue Enttäuschung! Der Sitz ist zu kurz, die Lehne zu gerade, und dabei droht so ein Ding jeden Augenblick unter der ungewohnten Last zusammenzubrechen. Essen — allerliebste serviert und recht schmackhaft zubereitet, besonders roher Fisch, aber weder sättigend noch nahrhaft. Von den Eßstäbchen will ich gar nicht reden — ich lerne eher auf dem Seile tanzen, als mit Eßstäbchen turnen! Zur Nacht ein sauberes Bett, und so weich und schön, daß man sich vor Hitze nicht zu lassen weiß und sich durch Flöhesuchen die Zeit und den Schlaf vertreibt. Ich nehme an, daß sich dieser japanische Gasthof gerade auf der Grenze zwischen Himmel und Hölle befindet und speziell für Sanguiniker und Optimisten bestimmt ist. Ist er zufällig vakant, so dient er vermutlich als interimistischer Himmel für selbige Japaner, d. h. natürlich nur für getaufte.

Trotz all dieser Mißstände war die Reise doch sehr genutzreich. Die beiden Glanzpunkte derselben waren Miyajima und Kompira. Auf Miyajima befindet sich ein berühmtes, shintoistisches Heiligtum, das aus dem zwölften Jahrhundert

stammt. Der Tempel ist auf Pfählen hart am Meeresstrande gebaut und steht während der Flut vollständig im Wasser, was einen ganz eigenartigen Eindruck macht. Die Insel selbst ist mit dem herrlichsten Baumwuchs bedeckt und bietet durch ihre landschaftliche Schönheit und stille Weltabgeschlossenheit einen Ort poetischer Beschaulichkeit, wie er gar nicht schöner gedacht werden kann. Eine merkwürdige Sitte gebietet, daß kein Geburts- noch Todesfall auf dieser den Göttern geweihten Insel stattfinden darf. Daher werden Todeskandidaten und angehende Mütter rechtzeitig nach der gegenüberliegenden Hauptinsel hinübergeschafft. Wir hatten unter diesem Verbot zum Glück nicht zu leiden.

Kompira gehört zu den meistbesuchten japanischen Wallfahrtsorten und ist jetzt ebenfalls shintoistisch, obwohl es ursprünglich buddhistisch war. Mehr als fünfhundert steinerne Stufen führen zu dem malerisch auf einer dichtbewaldeten Höhe gelegenen Tempel empor. Oben angelangt wird der müde Pilger durch die herrlichste Aussicht belohnt.

In Kyoto wurden wir von dem braven Kozza empfangen, der uns von Mr. G. empfohlen worden war. Er war ein Jahr lang in dessen Diensten gewesen, und jetzt ist er unser Boy, Führer und Rissha-Mann (zweiheimiger Karrengaul); letzteres ist sein eigentliches Metier. Dabei spricht der Mann gut englisch, hat einen fein entwickelten Kunstsinne und einen wahren Enthusiasmus für alles, was schön ist, ist obendrein von einer wirklich rührenden Ehrlichkeit und Bescheidenheit. Mr. G. hat ihn uns durch freundliche Vermittlung eines japanischen Freundes, eines Herrn N., verschafft. Dieser Herr N. ist der größte hiesige Seidenhändler, seine Spezialität sind altjapanische Seidenstickereien und Brokate. Natürlich machten wir ihm gleich nach unserer Ankunft einen Besuch. Er lud uns sofort ein, an demselben Abend mit ihm nach Arashiyama zu fahren, wo Feuerwerk und Illumination stattfinden sollte. Der Ausflug war reizend. Arashiyama ist eine bewaldete Bergkette, eine Stunde von Kyoto entfernt, an deren Fuße ein breiter Bach entlang fließt, der weiterhin in prächtigen Stromschnellen bergab rauscht. Allenthalben Girlanden von roten Papierlaternen, von Zeit zu Zeit buntfarbige Leuchtkörper, die himmelan steigen, um dann einen Funkenregen herabzusenden, und über allem der Mond, der mit den Wolken kämpfte. Wir setzten uns mit Herrn N. und einigen seiner Freunde in eins der zahlreichen, mit bunten Lampen geschmückten Boote und fuhren auf dem Bache auf und nieder, uns an diesem Märchenbild erfreuend.

Nur zwei Tage blieben wir in Kyoto und gingen dann wieder in Kozzas Begleitung auf die Wanderschaft, die jedoch nur eine Woche währte. Es war abermals gleich der ersten Reise eine Pilgerfahrt, deren Ziel zwei altehrwürdige Heiligtümer waren: das uralte buddhistische Kloster Koyasan und die Shintotempel von Ise, das berühmte Nationalheiligtum der Japaner. Das Kloster Koyasan liegt auf einem hohen, dicht bewaldeten Berge und gleicht eigentlich einer förmlichen Tempelstadt. Der Weg hinauf war steil und anstrengend, dafür aber unbeschreiblich schön. Eine Vegetation, von der Du Dir keine

Vorstellung machen kannst: Pinien, Kiefern, Palmen, Bambus, Ahorn, Azaleen, mächtige Hortensienbüsche, Biwa- und Kakiibäume in buntem Durcheinander, alle zehn Schritt ein neuer Blick in eines der zahllosen Täler, die das Gebirge nach allen Richtungen hin durchfurchen! Das Schönste aber harrte unser oben: der riesengroße Friedhof, in einem Walde tausendjähriger Kiefern und Tannen, wo zahllose Fürstengeschlechter vergangener Jahrhunderte, die hervorragendsten Feldherren, Dichter und Künstler Japans ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Auch das Grabmal des Kobo Daishi, des eigentlichen Begründers des Buddhismus in Japan und Erbauers des Klosters, befindet sich hier und daneben eine ihm geweihte Kapelle. Koza, der ein frommer Buddhist ist, weihte ihm eine Kerze, und ich tat ein gleiches. Unter Verlesung einer kurzen Gebetsformel zündete sie der Priester an und steckte sie auf einen Leuchter vor dem Altar des Heiligen. Der heilige Friede und die andachtsvolle Weihe dieses einzig schönen Totenhaines wußte ich mit nichts ähnlichem zu vergleichen; fast möchte man die glücklich preisen, die hier zur ewigen Ruhe gebettet sind. Hier ist die Ruhe des Nirvana.

Auch Ise war hochinteressant, wenn auch in ganz anderer Art, denn die dortigen Tempel bieten nichts Sehenswertes: es sind ganz schmucklose Bauten aus weißem Holz, die alle zwanzig Jahre niedergedrückt und durch neue ersetzt werden. Das Holz der früheren Tempel wird in feine Späne zerhackt, die als Amulette verteilt werden. Wir ließen uns dort den uralten heiligen Kaguratanz aufführen. Zwei Priester in festlichem Ornate verlasen die einleitenden Gebete, worauf acht dem Tempel geweihte Jungfrauen in ganz eigentümlicher althergebrachter Tracht einen feierlichen Tanz aufführten und die mitgebrachten Gaben: Sake, Reis, Biwaf Früchte und Zweige des heiligen Sakakibaumes, weihten. Sechs Shintopriester machten die Musik auf Flöten und Trommeln dazu.

Von Ise aus machten wir einen köstlichen Ausflug nach Toba und Futami, am bergigen und herrlich bewaldeten Meeresstrande. Die japanische Landschaft beschreiben zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen: man muß sie empfinden und dichterisch wiedergeben können — und das ist leider nicht jedermanns Sache. Die Natur ist hier ein einzigartiges Kunstwerk der Schöpfung, Naturgenuß ist hier Kunstgenuß — nur der Künstler und der Dichter kann das wiedergeben, was hier die Seele des Beschauenden erfüllt. Es ist dem Traume gleich, der in Nichts zerrinnt, wenn unzarte Hände ihn zu greifen suchen; daher bleibt uns gewöhnlichen Sterblichen nur übrig, zu sehen und zu genießen und uns glücklich zu preisen, so Herrliches mit eigenen Augen schauen zu können . . .

\*

\*

\*

Aus einem Brief an Frau Clara Curtius.

. . . Das Wenige, was wir im Fluge von Amerika kennen lernen konnten, machte einen gewaltigen, oft verblüffenden Eindruck auf uns. Interessant war

dort alles, anziehend manches, abstoßend vieles. Von überwältigender Pracht war insbesondere die landschaftliche Mannigfaltigkeit des Felsengebirges, aber auch hier fehlte das, was die Natur veredelt, poetisch verklärt und dem Empfinden und der Phantasie näher bringt: die Geschichte, die Vergangenheit menschlichen Wirkens. Hier reden nur die Berge und Ströme, hier gibt es keine Stätten alter Kultur, keine Schlösser und Burgen wie bei uns, von denen die Dichter singen und sagen. Und nun erst die Städte! Wahre Tummelplätze modernster Kulturbarbarei, in denen alles auf die denkbar praktischste Verwertung von Zeit und Raum berechnet ist, um aus beiden nach Möglichkeit Kapital zu schlagen. „Am Gelde hängt, nach Geld drängt doch alles.“ Man kann nicht umhin, die technische Genialität zu bewundern, und wird doch dabei von der Frechheit abgestoßen, mit der das elementarste Schönheitsgefühl verletzt wird. Besonders charakteristisch als Typus einer Stadt von heute schien mir Winnipeg zu sein, zu dessen Besichtigung wir den Aufenthalt von zwei Stunden benutzten. Es scheint fast, als wären hier zu allererst die Telegraphenleitung und die elektrische Straßenbahn angelegt und dann erst die Häuser errichtet worden.

Gar nicht mit Worten wiederzugeben ist daher der Eindruck, den nach dieser Welt modernster Wirklichkeit Japan auf uns machte, diese traumhaft schöne Märchenwelt, die alle Sinne so gefangen hält, daß es geradezu schwer fällt, an ihre Wirklichkeit zu glauben. Seltsam, wie bei so geringer schöpferischer Originalität so viel Originalität der Nachahmung möglich ist. Land und Leute, Natur und Kunst: alles ist aus einem Gusse und daher stilvoll. Hier kann man wie in keinem anderen Kulturlande beobachten, wie die Kunst dem Spieltriebe entspringt — und welche herrliche Blüten bringt sie hervor! Einem harmlosen Spiele gleicht hier das Leben und das Volk selbst sorglos spielenden Kindern. Daraus ist wohl auch zu erklären, daß der japanischen Kunst (vielleicht von der Kolossalfigur des Buddha von Kamakura abgesehen) der Zug ins Große abgeht. Groß ist der Japaner nur im Kleinen. Daher sind ihre Künstler eigentlich mehr Handwerker, aber die Handwerker dafür wahre Künstler. Was diese hervorbringen, ist nicht mehr Kunstgewerbe, das ist echte, unverfälschte Kunst. Der Aufenthalt in diesem Wunderlande wird stets zu unseren sonnigsten Erinnerungen gehören.

„Und China?“ werden Sie fragen. China läßt sich auf keine Formel zurückführen. China ist ein Buch, in dem nur Wenige zu lesen verstehen, und selbst diese sind auf Schritt und Tritt dem Irrtum ausgesetzt. Alles, von den alltäglichen Erscheinungen in dem Benehmen und der Ausdrucksweise der Menschen angefangen bis zu den kompliziertesten Erscheinungen in Staat und Gesellschaft, bleibt unverständlich, rätselhaft, oft lächerlich, solange man nicht weiß, wie es geworden ist. In keinem Lande wiegt der geschichtliche Ballast so schwer, sind die Fesseln althergebrachter, festformulierter Satzungen so hemmend wie hier. Statt daß, wie anderswo, die Gegenwart das Altertum verdrängte, droht hier vielmehr dieses jenes zu ersticken. Und weil jeder einzelne in allem, was er

tut und redet, wie er sich kleidet und bewegt, ja selbst wie er denkt und fühlt, an feste kanonische Satzungen gebunden ist, geht dem Individuum oft jede Individualität verloren, während es andererseits wohl kaum eine schärfer ausgesprochene Volksindividualität gibt als die chinesische. Das eine ist eben die Folge des anderen . . .



## Von unserer lieben Muttersprache

Von W. Haape in Baden-Baden



an will bemerkt haben, daß die Deutschen, sonst so gemüthliche und friedliche Leute, leicht in die Hitze geraten und unter Umständen sogar grob werden können, wenn sie über die liebe Muttersprache streiten. Und sie gibt so viel Anlaß zum Streit! Ich erinnere mich aus meinem Leben, daß zwei mit einander befreundete Rechtsbesessene sich eine Zeitlang schief ansahen, weil sie sich zu scharf darüber gezannt hatten, ob es heißen müsse: „gemäß dem Gesetz“ oder „gemäß des Gesetzes“. So töricht solche Empfindlichkeit ist, so beweist sie doch, daß die Muttersprache uns wichtig ist und uns am Herzen liegt.

Über eine Außerlichkeit, das *Kleid* der Sprache, d. h. über die sogenannte deutsche und lateinische Schrift, gelehrter: über Fraktur und Antiqua, hat man im Reichstage mit demselben Feuer gekämpft wie über die bedeutendsten politischen Fragen, und die vaterländische Erregung hat im Volke nachgezittert. „Deutsche, wahrt eure heiligsten Güter, eure Schrift!“ schallte es von der einen Seite; von der anderen Seite wies man darauf hin, daß die deutsche Schrift aus der lateinischen hervorgegangen ist, daß die meisten Reichsboten ihre Namen lateinisch schreiben, und daß der Deutscheste der Deutschen, Jakob Grimm, lateinisch geschrieben hat. Ein greifbares Ergebnis hat die Verhandlung nicht gehabt; es bleibt beim Alten, und das ist, denke ich, kein Unglück. Die beiden Schriftarten ergänzen einander. Es wird behauptet, unsere Frauenwelt, namentlich die jüngere, bevorzuge die lateinische Schrift mit ihren großen einfachen Zügen. Da es sich um eine Kleidungsfrage handelt, würde das Urteil der Frauen allerdings sehr ins Gewicht fallen!

Die sprachliche Form der einzelnen Wörter ist bekanntlich festgestellt durch die neue Rechtschreibung. Diese ist amtlich; und vor allem Amtlichen hat der Deutsche immer noch eine gewisse Hochachtung, wenn er auch darüber schimpft. Man hat ja auch manches an der neuen Schreibweise auszusetzen, aber man fügt sich im allgemeinen der Vorschrift. Besonders ein Punkt hat vielseitigen Widerspruch hervorgerufen und, wie ich glaube, nicht ohne Grund; es ist die Wiedereinführung der Schreibweise *-ieren* in der Endung der fremden Zeit-